













# Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage  
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 28 September.

Nr. 39

## Am die Hochzeitsnacht betrogen.

Der junge Ehemann Erich Swensen war ein schöner Bursche und der reichste Pächter in der ganzen Gegend. Vor allem war er ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn es darauf ankam, diese seine Passion zu befriedigen, setzte er manchmal alle Vernunft beiseite und gab unvernünftige Summen für Hunde, Gewehre und alles, was sonst dazu gehörte, aus.

Seine junge Frau war seiner Zeit von den heiratsfähigen Burschen des Landes vielfach umworben worden, denn sie war hübsch und man wußte, daß sie eine große Mitgift bekam. Aber sie hatte Swensen den Vorzug gegeben, vielleicht, weil er ihr besser gefiel, wie die anderen, aber eher noch, weil sie als echte Tochter des Landes in Betracht zog, daß er die meisten Thaler besaß.

Jetzt saßen sie beim Hochzeitsmahl. Am anderen Ende des Tisches saßen vier Burschen aus der Nachbarschaft und heckten irgend welche Scherze aus, mit denen das junge Paar über- rascht werden sollte. Sie schienen jetzt gerade einen besonders guten gefunden zu haben, denn sie flüsterten eifrig mit einander und erstikten fast vor Lachen. Einer von ihnen benützte einen ruhigen Moment, um dem jungen Ehemann zuzurufen: „Na, dußte Nacht warn de Wilderer wull nich utbliewen, wenn de Mand so klar schient. Segg doch, Erich, dit Mol warst Du em wull nich uplurn?“

Swensen wandte sich rasch um: „Mintwegen schulln se man kamen.“

Aber nun fing der andere an, zu lachen: „Jo, jo, je schullt man kamen. Newer hüt heft Du doch to veel to dohn, um em nachtolopen.“

Der ganze Tisch bebte von dem Freudengeheul, das diesen Worten folgte, so daß der Boden zitterte und die Gläser klangen. Aber der junge Mann wurde wütend bei dem Gedanken, daß man seine Hochzeitsnacht benützen könne, um bei ihm zu wildern. „Jä segg man blot, je schullt man kamen.“

Und jetzt ergoß sich ein förmlicher Regen von Zweideutigkeiten, und die junge Frau, die vor freudiger Erwartung bebte, erröthete leicht.

Als man dann noch ein Fräßchen Brantwein angetrunken hatte, gingen alle schlafen. Die Neubernehmsten begaben sich in ihr Zimmer, das, wie alle Zimmer eines Bauernhofes, zu ebener Erde lag. Da es heiß war, öffneten sie die Fenster und machten nur die Läden zu.

Auf der Kommode brannte eine kleine, geschmacklose Lampe, ein Geschenk des Schwiegervaters, und das Bett stand bereit, das junge Paar zu empfangen.

Die Frau hatte sich zu Bette begeben; Erich beugte sich zu seiner Frau herab und suchte ihren Mund, den sie in den Rissen zu verbergen suchte. Da ertönte plötzlich ein Schuß in der Ferne, er schien aus dem nächsten Gehölz herzukommen.

Erich fuhr unruhig empor, das Herz schnürte sich ihm zusammen. Dann stürzte er aus Fenster und riß die Läden auf. Der Mond schien voll auf den Hof herab und badete ihn in seinem gelblichen Licht. Um die Apfelbäume lagen kurze, runde Schatten wie dunkle Flecke, und in der Ferne glänzte das reife Getreide auf den Feldern.

Wie er so vorgebeugt da stand und auf jedes Geräusch horchte, schlangen zwei bloße Arme sich um seinen Hals und seine Frau flüsterte, während sie ihn vom Fenster wegzuziehen versuchte: „Dat dat doch, wat geiht Di dat an? Kumm wedder to mi.“

Er wandte sich um, drückte sie an sich, hob sie in seinen starken Armen empor und trug sie zum Bett.

Aber in dem Moment, wo er sie niederlegte, krachte wieder ein Schuß und näher wie der erste.

Erich erbebte vor Born und suchte: „Den Duwel ot, se glöwt wull, dat ick wegen Di nich ruffam. Na, töw man, töw man!“

Damit zog er seine Stiefel wieder an, nahm das Gewehr, das er immer bei der Hand hatte, vom Nagel, und wie seine Frau bittend und befürzt seine Arme umfaßte, machte er sich rasch von ihr los, stürzte auf das Fenster zu und sprang in den Hof hinab.

Sie wartete eine Stunde — zwei Stunden — bis es Tag wurde. Ihr Mann kam immer noch nicht. Nun verlor sie den Kopf, sie rief Leute herbei und erzählte ihnen, wie Erich in Born geraten und den Wilderern nachgejagt sei.

Nun machten sich sämtliche Knechte, Fuhrleute und Burschen auf den Weg, ihren Herrn zu suchen.

Man fand ihn eine Stunde vom Hof entfernt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Stricken umwunden, halbtot vor Wut. Die Hofe hatte er auf der verkehrten Seite an, drei tote Hasen hatte man ihm um den Hals gehängt und ein Plakat angeheftet: „Wenn man up de Jagd geiht, verliert man sin Platz.“

Wenn Erich späterhin von seiner Hochzeitsnacht erzählte, pflegte er hinzuzufügen: „D, för'n Jur war dat en ganz goden Jur. Se hebbit mi am Kribs kregen, as en Haas, de verstirren Bengels, und hebbit mi en Sack öwer den Kopp trocken. Newer wenn ick em mol to faten kreg, dann schüllt se sich man woehn.“

So nahm er den „Jur“ gemüthlich hin, aber um die Hochzeitsnacht blieb er doch betrogen.

## Staat, Kirche und Adel.

Kleine Erinnerungen aus der Geschichte.

Adel und Geistlichkeit oder, wie Goethe sie im Faust nennt, die Heiligen und die Ritter, sind von jeher als die festesten Stützen von Thron und Altar gepriesen worden. Schon im Altertum pflegten diejenigen Nationen, welche die Volksherrschenden streng nach Geburt und Beruf schieden, stets dem Adel und der Priesterhaft als den bevorzugtesten, vornehmsten Klassen die erste Stelle hinter dem Herrscher anzuwiesen. Heute ist die gleiche Werthätzung dieser beiden Faktoren, mit denen auch das moderne Staatswesen zu rechnen hat, noch in weiten Kreisen gang und gäbe. Die große Lehrmeisterin Geschichte wird uns eine schlichte, klare Antwort auf die Frage geben, ob denn die Adligen und die Geistlichkeit in der That das sichere Fundament bilden, auf dem sich der Staat und in erster Linie die Monarchie in günstiger Weise entwickeln können. Gerade die Vergangenheit Preußens, besonders der Mark Brandenburg, läßt manches interessante Streiflicht auf das Verhältnis zwischen Adel, Kirche und Krone fallen.

Wie entstand der Adel in dem Stammlande Preußens? Der erste brandenburgische Fürst, der Askanier Albrecht der Bär, belohnte die Führer seiner Truppen, welche die Wenden bezwungen hatten, durch Zuweisung bedeutender Landbesitzungen. Dem deutschen Schwertadel, der auf solche Weise geschaffet wurde, gefellte sich der wendische Geburtsadel zu, denn — und das ist charakteristisch — die Besiegten, soweit sie blaues Blut besaßen, wurden den Siegern gleichgestellt und blieben im Genuß ihrer Vorrechte, während das „gemeine Volk“ der Wenden in Leibeigenschaft geriet. Der deutsch-wendische Mischadel wußte bald im Verein mit dem mächtigen Klerus, an den er sich eng anschloß, eine ausschlaggebende Stellung im Staate zu gewinnen. Nicht nur die unterjochten Wenden, sondern auch die Abkömmlinge der deutschen nichtadeligen Eroberer gelangten bald unter die Botmäßigkeit der Ritter und zwar mit Hilfe eines fein ausgearbeiteten Systems, zu dessen Durchführung Albrecht der Bär bereitwillig die Hand bot, da er die Meinung vertrat, daß bürgerlicher Erwerb den Adel schände. Dieser Fürst verschienkte mit dem Grund und Boden zugleich die von den Ansiedlern in Geld und Naturalien zu entrichtenden regelmäßigen Abgaben, sowie in vielen Fällen auch die erbliche Gerichtsbarkeit an seine Vassallen. Die Adligen entfalteten nun eine eifrige Kolonisationsthätigkeit. Sie nahmen die Gründung von Ortschaften in die Hand, verkauften durch einen von ihnen abhängigen Unternehmer, den sie als Schultheißen einsetzten, Grundstücke an die zum großen Teil dem Kriegerstande entstammenden freien Bauern, sicherten sich zu

gleich das Recht, von den Bewohnern persönliche Dienste zu heischen, und erlangten für die von ihnen vorgeschobenen Schuttheißen das Monopol, die Schankwirtschaft auszuüben und Mühlen anzulegen. Auf solche Art wurde der Weg gebahnt, der später zur Verwandlung der freien Eigentümer in Leibeigene führen sollte.

Im Laufe der Zeit gelang es den Adelligen, immer mehr neue Privilegien gegenüber den Bauern und Städten zu erwerben. Sie nutzten als geschickte Wucherer die Geldverlegenheiten, in denen sich Albrecht der Bär und seine Nachfolger gar oft befanden, weidlich aus und ließen sich gegen Darlehen weitgehende Rechte verschreiben. Schwere Klagen wurden schon damals erhoben gegen den Adel, der die Bauern drückte, die Städte mit Willkür behandelte. Die Geldten kamen immer mehr empor und sammelten große Vermögen an, während die Markgrafen, ihre Landesherren, verarmten.

Und dem Adel reichte der Klerus die Hand. Beide verstanden es, die Fürsten zur Errichtung von Klöstern, namentlich von solchen für adelige Nonnen, zu bewegen. Diese wie andere kirchliche Einrichtungen wurden von den Herrschern reich ausgestattet, auch mit großem Grundeigentum. Die Eintracht zwischen Krone und Klerus wurde jedoch gestört, als einer der askanischen Markgrafen, Otto II., sich entgegen den Wünschen der Kirche an einem Kreuzzuge nicht beteiligte. Sofort schleuderte der Erzbischof von Magdeburg gegen ihn den Bannstrahl und forderte die eigenen Unterthanen des Fürsten zum Ungehorsam auf. Die frommen Herren triumphierten. Otto und sein Bruder mußten sich vor dem kirchlichen Würdenträger demüthigen, ihre Erbgüter dem Erzbistum ausliefern, das ihnen gnädig die Besitzungen als Lehen zurückgab. Zum erstenmale in der Mark hatte die Kirche klar und deutlich gezeigt, daß nach ihren Lehren und Handlungen der Monarch nur als ein Vasall der Geistlichkeit zu betrachten sei.

Noch manche Widerwärtigkeit von Seiten des Klerus hatten die Markgrafen zu erdulden. Johann I. und Otto III. fochten manchen grimmen Streit mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt aus. Auch ihr Nachfolger Otto mit dem Pfeil wurde in zahlreiche Kämpfe mit dem Klerus verwickelt. Als er besiegt wurde und in Gefangenschaft geriet, ließ ihn der Erzbischof Günther von Magdeburg in einen Käfig sperren und stellte ihn in diesem Gemahrsam öffentlich als Schaustück aus, bis die Markgräfin Hedwig durch das Versprechen, ein sehr bedeutendes Lösegeld zu zahlen, ihren Gatten aus dieser schmachvollen Behandlung errettete.

Nachdem das brandenburgisch-askanische Fürstenhaus 1320 ausgestorben war, folgten zunächst einige Jahre der wildesten Anarchie, bis 1324 die bairischen Markgrafen auf den Thron gelangten. Zunächst übte Kaiser Ludwig der Barte die Regentschaft aus an Stelle seines Sohnes Ludwig, der noch ein Kind war, als er in den Besitz der Mark kam. In der Zwischenzeit hatte jeder der getreuen Grenznachbarn von Brandenburg sich so viel angeeignet, als ihm beliebte, und während so das Land nach außen hin verkleinert und geschwächt wurde, raubte drinnen der Adel das Volk aus. Keine Landstraße war sicher vor den Wegelagerereien der Junker, die für sich das Faustrecht in Anspruch nahmen, Bürger und Bauern plünderten und auf ihren Burgen schmachten ließen. Die feigsten Bluttthaten, die sich die Ritter an wehrlosen Reisenden zu schulden kommen ließen, waren an der Tagesordnung. Der Klerus tobte, als er die Nachricht erhielt, daß der Sohn des geachteten Kaisers mit Brandenburg belehnt worden war. Der Papst predigte einen Glaubenskrieg gegen die Mark, forderte die Feinde Ludwigs auf, in das Land einzufallen, und erklärte, daß die Unterthanen des Markgrafen von den ihrem Herrn geleisteten Eiden entbunden seien.

Unbeschreiblich sind die Greuel, die damals auf das Geheiß des päpstlichen Stuhles von den Slavenhorden des Polenkönigs verübt wurden. Die Ortschaften wurden eingeäschert, viele Tausende von Brandenburgern sind in jener Zeit von den Siegern als Sklaven in die Fremde geschleppt worden. Später, als sich der Markgraf Ludwig mit Margarete Maultasch von Tirol vermählte, wurde die über die Mitglieber des Fürstenhauses ausgesprochene Acht vom Papst erneuert. Es wurde den Gläubigen verboten, den ehrlos verruchten Fürsten Gehorsam zu schenken oder sie überhaupt nur anzuhören. Der Klerus an seiner Spitze der Erzbischof von Magdeburg, unterstützte den falschen Waldemar gegen den rechtmäßigen Markgrafen, den, als er sich im Unglück befand, nun auch fast sämtliche Adlige verließen. Als schließlich eine Ausöhnung mit Ludwig herbeigeführt wurde, ließen Kirche und Adel Waldemar sofort wieder fallen. Markgraf Ludwig trennte sich von der Mark und zog in seine Heimat zurück. Seine Nachfolger erwiesen sich als zu schwach, um die trostlosen Verhältnisse zu bessern, und Otto der Faule verzichtete ausdrücklich auf die Herrschaft, nachdem Kaiser Karl IV. sich verpflichtet hatte, ihm als Entschädigung ein hohes Jahrgeld auszusahlen.

Unter den Luxemburgern war zunächst ein entschiedener Aufschwung zu verzeichnen. Karl IV. steuerte dem Raubwesen und ließ eine Anzahl Junker an den Bäumen, welche die

Landstraßen umsäumten aufknüpfen. Um so schlimmer hausten Adel und Klerus unter Sigismund, der sich um das Land nicht kümmerte und es dem Herzog Jobst von Mähren verpfändete. Der Erzbischof von Magdeburg erbaute sich die Beste Mglow, um von dort aus seine Raubzüge in das Gabeland unternemen zu können. Seine würdigen Spießgesellen waren die Ditzows und Genossen. Selbst der Statthalter des Herzogs Jobst, Graf Günther von Schwarzburg, wurde von den Ditzows geplündert, die auch den Herzog Johann von Mecklenburg überfielen und auf einem ihrer Schlösser gefangen hielten.

In jener Zeit der größten Bedrängnis gelangte der erste Hohenzoller, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, an die Regierung. Der mächtige Adel verhöhnte ihn, der in Brandenburg die Ordnung wieder herstellen sollte, als den „Land von Nürnberg“ und organisierte einen regelrechten Aufstand gegen den Fürsten. Dieser brach zwar die Macht der Adligen mit Waffengewalt und zerstörte die Raubburgen, behandelte jedoch die Junker sehr milde, so daß die Edlen, mit dem Erzbischof von Magdeburg vereint, bald wieder ihr altes Handwerk beginnen konnten. Der Hohenzollernfürst verdankte seine Erlöse außer der fränkischen Ritterschaft, die er ins Land zog, in erster Linie den Bürgern und Bauern, die ihn in seinem Kampfe gegen die Junker kräftig unterstützt hatten.

Sein Sohn Friedrich II. (Eisenzahn) war ein erklärter Freund des Adels. Es war sein Bestreben, die Städte zu heugen, die nach seiner Ansicht zu mächtig geworden waren. Dagegen bemühte er sich, den Adel in allem Glanze ersehen zu lassen und gründete den Schwanenorden, um die Ritterschaft zusammenzuhalten. Albrecht Achilles, gleichfalls ein prunkliebender, kriegerischer Fürst, haßte die „Kramer“, ließ zwar auch den märkischen Adel bisweilen in sehr drastischer Weise seinen Unmut fühlen, begünstigte jedoch um so eifriger die fränkischen Ritter, aus denen er sein Gefolge wählte.

Genau vor 400 Jahren, 1499, bestieg Kurfürst Joachim I. den Thron. Hungersnot und Pest herrschten im Lande, die Junker trieben ihr Unwesen wieder so stark, daß die Landleute in Gebeten Gott anflehten, sie vor den Raubrittern in Schutz zu nehmen. Unter diesen Adligen befanden sich sogar Angestellte des Hofes. Als der Kurfürst seinen Entschluß bekannt gab, gegen die Wegelagerer einzuschreiten, schrieben Junkerhände an die Thüre seines Schlafgemaches die bekannten Verse, in denen sie Joachim zu hängen drohten, wenn sie ihn fangen würden. Der Fürst ließ sich jedoch nicht schrecken; mit Hilfe der Städter und Bauern gelang es ihm, Wandel zu schaffen und zahlreiche Mitglieder angesehenen Adelsfamilien versieten dem Tod durch Senkershand.

So sah es um die junkerlichen und geistlichen Anführer aus. (Schluß folgt.)

### Philipp II. von Hessen und seine Bauern.\*

Wo Philipp der „Großmütige“ seine dynastischen Interessen bedroht oder auch nur seinen Herrscherdünkel angegriffen sah, da hörte bei ihm auch den Männern der Reformation gegenüber alle Gemüthlichkeit auf. Das sollte unter anderen Franz von Sickingen, der Freund Guttens und Verehrer Luthers erfahren, der ein „Reformator“ auf seine Weise war, jedoch das heuchlerische Mäntelchen der Milderkeit verschmähte und in sein Programm nicht nur den Kampf gegen die römische Kirche, sondern auch denjenigen gegen die Fürsten aufgenommen hatte. In diesem Kampfe finden wir den 20-jährigen Landgraf Philipp, der damals bereits mit Luthers Lehre bekannt geworden war, einträchtig an der Seite des von Sickingen befehdeten Erzbischofs von Trier, und ohne Bedenken annectierte er gemeinschaftlich mit diesem und dem Kurfürsten von der Palz die Güter des niedergeworfenen Ritters.

Sobald Kaiser Karl V. Miene machte, die zur „gereinigten Lehre“ übergetretenen Reichsfürsten als Rebellen zu behandeln, äußerte Philipp:

„So der Kaiser uns nicht hält, was er versprochen, hat er sich selbst zu einer gemeinen Person gemacht und kann nicht mehr vor einen rechten Kaiser angesehen werden, sondern vor einen Friedbrecher.“

Als jedoch die mißhandelten und unterdrückten Bauern in Schwaben, Franken und Thüringen sich gegen ihre grausamen Bedrückter erhoben und im Namen der „gereinigten Lehre“ in den bekanntesten zwölf Artikeln Abstellung der jehrendsten Mißbräuche verlangten, da lautete das Verslein, das der protestantische Glaubensheld herfagte, ganz anders. Vor der Schlacht bei Frankenhausen hielt er eine Anrede an seine Truppen, in der er sagte:

„Ob schon der armen Leute Klage über die Herren nicht zuwider, so will es sich doch nicht gebühren, daß jemand

\* Philipp II. lebte zur Reformationszeit. Im ist dieser Tage in Kassel ein Denkmal gesetzt worden.





wider seine Obrigkeit Aufruhr erzeuge, noch sich deher mit einiger Gewalt widersetzen, inmaßen da solches genugiam aus Gottes Wort zu erweisen. Auch wolle er hiermit weder seine noch der anderen Fürsten Gebrechen gänzlich entschuldigen, sondern vielmehr bekennen, daß er und sie als Menschen oft straußend und derowegen sträflich seien, aber damit sei man nicht befüget, Aufwiegelung und Rebellion anzurichten, denn Gott habe ausdrücklich befohlen, daß man die Obrigkeit ehren solle.

Daß die Bauern aber noch überdies die Uebung der Religion und des Ewangeltums zu ihrem Schanddekel verwenden, so ist dennoch auch dies nicht genugiam zu tabeln. Christus hat es Petro nicht lassen gut sein, als er mit dem Schwert sechten und darein schlagen wollte, sondern ein hart Urteil darob gefällt, daß nämlich der, so das Schwert nehmen, auch durchs Schwert unkommen solle. Darum, daß sie keine billige Ursache haben, Gott and ihre Obrigkeit zu lästern, so sollt ihr diese Bauern getroßt angreifen als Mörder und Friedensbrecher, allen frommen, ehrbaren Menschen und euch selbst zum besten. Daran thut ihr Gottes Willen. Denn obgleich wir, menschlicher Weise zu reden, diesem elenden Haufen stark genug sind, wollte ich sie dennoch nicht angreifen, wenn ich nicht wüßte, daß ich recht thue.

Dazu also diene den hochmöglicher Herren die „freie Auslegung des Wortes Gottes!“ Klingt diese Worte des heftigen Reformationsmannes nicht ganz genau so, als ob man die offizöse Verteidigung einer modernen Umsturz- oder Zucht-hausvorlage löse? Und so wurden denn im Namen der neuen gereinigten Logik binnen wenigen Monaten über 100 000 Bauern nterdegemeßelt, und der heftige Landgraf, dessen Unterthanen sich bei der elementaren Bewegung der deutschen Bauernschaft nur in geringem Maße beteiligt hatten, war nicht der letzte unter den erlauchten Bauernschlächtern.\*)

Auf dem mit Bauernblut gekitteten Fundament konnten die Landesfürsten nun ihre souveränen Throne aufrichten. Die Ketten wurden feier geschmiedet, denn je zuvor, die Veibeigenschaft des Bauern war in den Grundzügen vollendet. Der Bauer war fortan weiter nichts als ein Zubehör der Scholle, die den gnädigen Herrn ernährte. War sonderbar hört es sich an, wenn die bürgerliche Geschichtschreibung es dem Landgrafen Philipp als ein ganz besonderes Verdienst anrechnet, daß er „die erste Forst- und Jagdordnung gab“, daß es seiner Fürsorge zu danken ist, wenn Hessen „noch heut das walddreichste Gebiet in Deutschland ist“, und daß, dank seiner Vorliebe für das edle Waidwerk, der Reichtum an Wild in Hessen so groß war, „daß bei einer Saß von Wildschweinen in einigen Tagen an 1000 Stück erlegt wurden, bei einer Hirschjagd an einem Tage 150 Stück“. Diese Zahlen reden Bände vom Glend des armen, geknechteten Volkes, das durch die neue Ordnung der Dinge seinen Tyrannen mit Haut und Haaren überliefert war. Nach den Bauernaufständen war das Landvolk, das bis dahin noch Waffen tragen durfte, entwaffnet worden, und hohe Strafe stand auf dem Besitz eines Feuerrohres oder einer Armbrust. Das Wilddieben wurde mit dem Tode bestraft; „wenn ein Betroffener einfach am nächsten Baume aufgenüpft wurde, so war das noch Milde, denn es wurden solche öfters in entsetzlicher Weise zu Tode gebracht.“ (Röth, Geschichte von Hessen.) Für Wildschweine und Hirsche war hinfort im Hessenlande besser gesorgt, wie für die Menschen.

### Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briefen.

XXVIII.

Liebe Räte!

Gehe ich Dich mit weiteren Darlegungen über die Entwicklung der Sprachen verschone, will ich Dir an etnigen Beispielen zeigen, wie wir Ausdrücke gebrauchen, deren ursprünglichen Sinn wir gar nicht mehr kennen und die gleich wohl zum

\*) Der Auffstand hatte in Hessen nur die Umgegend von Fulda und Hersfeld in einige Erregung verlegt. Das genügte doch dem Landgrafen, um an den Unglücklichen die furchtbarste Rache zu nehmen. So soll er allein von den Fuldaer Bauern 300 haben zu Tode hungern lassen. Ein Augenzeuge berichtet, „daß sich die Glenden um das Gespüle an der Schloßkirche rauchten“. Rommull, der Historiograph des heftigen Regenten-haufes, entschuldigt den Despoten mit folgenden Worten: „Die Lektion, die der Landgraf den Bauern von Fulda gab, war immer noch milde gegen das Verfahren des Erzbischofs von Trier, der nach der Schlacht bei Pfedersheim Bauern mit eigener Hand erstach, des Herzogs Antonius von Lothringen, der wie ein Barbar in Elsaß auf teutischem Boden wüthete, Bischofs Konrad von Würzburg, der in seinem Land mit Scharfrichtern umherritt, und Kasimir von Brandenburg, der 60 bis 80 Bauern die Augen ausstechen ließ und dem sein Bruder Georg schrieb, wer sie denn ernähren sollte, wenn er alle Bauern erstäche.“ Sie waren jedenfalls alle einander würdig, diese katholischen und protestantischen Herren.

eternen Bestand des volkstümlichen Sprachschazes gehören. Der Arbeiter sagt, er habe heute tüchtig geschuftet. Wir denken dabei an das Wort Schuft, obwohl wir uns nicht zusammenreimen können, was ein Schuft mit anstrengender Arbeit zu thun haben soll. Das Wort schuftes hat aber mit dem verächtlichen Ausdruck Schuft nicht das mindeste zu thun, sondern Schuft ist der Obertheil der vorderen Pferdebeine; schuftes heißt somit fortrennen, galoppieren! Er „schuftet“ bedeutet also genau dasselbe wie „er arbeitet wie ein Pferd“.

Wenn wir von jemandem behaupten, er rede Quatsch, er mache Quateres oder Quaselei, so soll das sicherlich kein Lob sein und doch hat das Wort ursprünglich eine ganz achtbare Bedeutung. Im Englischen heißt quoth er sprach. In der altdeutschen Evangelienharmonie finden wir wiederholt das Wort Quad, d. h. er sprach. Von diesem Quad stammt unser Quatsch ab. Nach Kriosofer ist die Abstammung der nicht selten gehörten Redensart: „Mache nur keine Phisimathenten her.“ Das griechische physingmathonta bedeutet „was uns die Natur lehrt“, während wir unter Phisimathenten leere Ausflüchte, vermischt mit Unwahrheiten verstehen.

„Ich gebe dir eins auf den Dez“ oder „du Döskopp“ oder „Dezkopp“ ist abzuleiten vom französischen „tete“, d. h. Kopf. Die Wortverbindungen Döskopp oder Dezkopp sind demnach sinnlos, da jede der beiden Silben dasselbe bedeutet. Wenn von Fellkartoffeln geredet wird, ahnen die meisten nicht, daß in dem „Fell“ das lateinische pellis (die Haut) verborgen ist. „Ich rüde dir auf die Belle“ heißt somit, ich rüde dir auf die Haut, aufs Fell. Auch die Redensart „wie aus dem Ei gepellt“ ist ziemlich verbreitet.

Wer einen Ramisch spielt, verwendet das französische ramasser (das letzte r bleibt unausgesprochen) d. h. zusammenraffen. Wer „den ganzen Ramisch“ ertheilt, kauft also den ganzen vorrätigen Krempel (von Ram, im Grunde dasselbe Wort ramasser) zusammen. Die Forke, mit welcher der Bauer Mist ladet, ist erst im Deutschen zu der Unsauberkeit und GröÙe gekommen, lateinisch ist furca und französisch fourchette (spr.: furschet) nichts weiter wie Gabel.

Er ist futsch, oder wenn man es vornehm mit fremdsprachlichem Klange aussprechen will: er ist futschicato, heißt nichts anderes als er ist verloren. Das italienische fuggire heißt davonlaufen, flüchten.

In Hypothek und Apothek ist das griechische theko enthalten, ein Behältnis, in welches etwas gelegt werden kann. — Wenn eine Speise gar gekocht ist, so hat sie denselben Prozeß durchgemacht wie das Leder beim Gerben, sie ist fertig, zur Verwendung bereit.

Wenn wir jetzt jemandem wünschen, er solle die Krenke kriegen, so wollen wir ihm damit sicherlich keine Schmeichelei sagen. Wenn aber im Mittelalter eine Dame „krent“ war, also eine schlanke, schwache Taille hatte, so war das ein Lob. Krenke bedeutete Taille. In dem Worte Krenke, wie es jetzt angewendet wird, liegt ansehend eine mißverständene Herleitung von krank in Verbindung mit dem Wunsche, der Angeredete möge einen schmalen, kraftlosen Leib bekommen.

Du nicht, meine Räte!

Deine

Adele.

### Erklärung

bekannter fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

**Tempora mutantur**, die Zeiten ändern sich. Hinzuzufügen ist noch: et nos mutamur in illis, und wir verändern uns in (mit) ihnen.

**O tempora, o mores, o Zeiten, o Sitten.**

**Tertius gaudens**, der lachende Dritte. Als sich Regierung und Agrarier, die doch in Fragen der Volksknechtung „fest und treu“ zusammenhalten, über die Kanalfrage in die Haare gerieten, war die Sozialdemokratie der tertius gaudens.

**Testimonium pauperiatis**, Armutszeugnis. Das Wort wird sowohl in seiner wirklichen Bedeutung gebraucht als in bildlichem Sinne. Zwecks Erlangung mancher Stipendien muß der Gesuchsteller ein testimonium pauperiatis mitbringen. Man sagt aber auch geprüdungsweise: Durch Aufstellung der Behauptung, weil es immer den Unterschied zwischen Armut und Reichtum gegeben habe, müÙe dieser Unterschied auch in alle Zeit bestehen bleiben, hast Du Dir ein testimonium pauperiatis ausgestellt.

**Timeo Danaos et dona ferentes!** Ich fürchte die Danaer (die Griechen) auch wenn sie Geschenke bringen. Als die Griechen vor 3000 Jahren Troja lange Jahre schon belagert hatten, ohne daß es gelungen wäre, die Stadt zu erobern, bauten sie ein riesiges hölzernes Pferd, in dessen leeren Leib sich eine auserwählte Schar erprobter Helden ver-

borg. Das griechische Meer zog scheinbar ab; die Trojaner waren darüber hocherfreut und holteln im Triumph das stehengelassene Pferd in die Stadt. Sie mußten jedoch zu diesem Zwecke eine Bresche in die Stadtmauer reißeln, weil das Pferd nicht durch die Stadthore zu bringen war. Diese Bresche benutzten die in der Nacht heimlich zurückkehrenden Griechen, um in die vom Siegestaumel heraufsteigende Stadt einzudringen und sie mit Hilfe der dem Pferdeleib entstiegeneu Gefährten zu erobern. Daher das Wort. Das Pferd schien ein Geschenk der Griechen zu sein, und doch war es das Unglück für Troja. Timoo Danaos et dona ferentes! Die Geschichte erzählt uns manche Sage und manche Thatsache, daß Personen durch Uebersendung von geschenkten Gegenständen vergiftet oder sonst ums Leben gebracht worden sind. Als vor einigen Jahren die sächsische Regierung das Verbot des Inverbindung-tretens politischer Vereine aufhob, so schien das ein zeitgemäßes Geschenk zu sein. Da aber mit dieser Reform das Verbot verbunden war, daß Frauen und Minderjährige politische Versammlungen besuchen bez. politischen Vereinen als Mitglieder angehören dürfen, so galt auch hier das Wort: Timoo Danaos et dona ferentes!

**Ta quoque!** Auch du! Als Cäsar unter den Dolchstichen der Verschworenen fiel und unter den Mördern auch Brutus erblickte, der ihm viel Dank schuldete und den er für einen aufrichtigen Freund gehalten hatte, rief er: „Ta quoque!“

### Bitate aus deutschen Klassikern.

Aus Faust von Joh. Wolfgang von Goethe.  
Gesammelt von Ad. Th.

**Faust:** Ein Blick von Dir, ein Wort mehr unterhält  
Als alle Weisheit dieser Welt.

**Margarete:** Mein' Ruh' ist hin,  
Mein Herz ist schwer;  
Ich finde sie nimmer  
Und nimmermehr.  
Es thut mir lang' schon weh,  
Daß ich Dich in der Gesellschaft (des Mephisto)  
seh'.

**Faust:** Es muß auch solche Ränze geben.

**Margarete:** Es steht ihm an der Stirn geschrieben,  
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

**Faust:** Du ahnungsvoller Engel Du!  
(zu Mephisto) Du Spottgeburt von Dred und Feuer!

**Mephisto:** Heraus mit Eurem Flederwisch!  
Nur zugehtoben! Ich pariere!  
Der ganze Strudel strebt nach oben!  
Du glaubst zu schieben und Du wirst  
geschoben.

**Faust:** Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!  
O wär' ich nie geboren!

**Margarete:** Heinrich, mir graut's vor Dir.

### Vermischtes.

\* Aus der „guten alten“ Zeit. Wie im Jahre 1731 ein Galgen errichtet wurde, erzählt Ernst Koch nach den darüber vorhandenen Akten in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. Im Anfang des Jahres 1731 sollten im sächsischen Amt Untermasfeld drei Verbrecher gehängt werden. Aber es war kein Galgen vorhanden und es mußte schleunigst einer errichtet werden. Man brauchte dazu vier Eichen und vier Leiterbäume, die der Förster beschaffte. Am 24. Januar versammelten sich nun vor dem Schloß zu Untermasfeld die Zimmerleute mit ihren Gefellen und Lehrlingen und die Müller des Amtes. Der Richter ließ die Anwesenden einen Kreis um sich bilden und befahl den Zimmerleuten, das neue hohe Gerüst, den Müllern, zwei Leitern zu verfertigen. Weil die Versammelten aber fürchteten, wegen dieser Arbeit nicht mehr als ehrliche Leute angesehen zu werden, legte der Centrichter zuerst Hand ans Werk, zog den Degen und führte im Namen Gottes einige Hebe in eine Eiche. Unter Androhung strenger Strafen verbot er, bei der Arbeit zu fluchen oder zu zanken und stellte allen eine Belohnung in Aussicht. Am 6. Februar, nach gethaner Arbeit, zogen die Zimmerleute und Müller paarweise, in Begleitung des Richters, unter klingendem Spiele nach der Richtstätte, um den Galgen aufzustellen. Hier verkündete der Richter, daß seit undenklichen Zeiten zum erstenmale an dieser Stelle wieder ein Hochgericht errichtet werden würde, und zur Einweihung schwang er den Degen über seinem Haupte und beschrieb mit ihm ein Kreuz. Nochmals gab er den versammelten Handwerkern die Zusicherung, daß die Regierung sie gegen jeden,

der ihnen ihre Arbeit vorwerfen würde, schützen wolle. Darauf wurde der Galgen im Namen Gottes errichtet. Die Handwerker erhielten 12 Thaler für ihre Mühe, für die sie sich noch an demselben Tage im Wirtshaus etwas zu gute thun sollten. Auch der Schmied, der einige Werkzeuge für das Hochgericht hergestellt hatte, erhielt einige Gulden. Dem Richter, Gerichtsschreiber und den sieben Centschöffen trug ihre Mühe bei der Verurteilung und Einrichtung eine Mahlzeit im Wirtshaus ein, auf Kosten der Regierung. Ein Wölkershäuser Müller hatte sich der Arbeit, die Galgenleitern mit anzufertigen, entzogen, weil er fürchtete, dann keine Frau zu bekommen. Er hatte gegen eine Entschädigung von zehn Groschen einen Klurichigen beauftragt, ihn zu vertreten; aber die anderen Müller weigerten sich, mit diesem zusammenzuarbeiten und verlangten die Bestrafung des Müllers, der auch zu einer Buße von 30 Gulden verurteilt wurde.

\* Die Fabrikation der Stahlfedern. Wir treten, so schreibt der Besucher einer Stahlfabrik in Iserlohn, zuerst in einen geräumigen, weiten Saal, in welchem mittels Pressen die Form der Feder aus dünnen Stahlstreifen von etwa ein Meter Länge und je nach Größe der Feder von sechs bis acht Zentimeter Breite ausgestanzt wird. Der Stahl ist vorher auf die erforderliche Stärke gewalzt worden. Die Blättchen werden in einer anderen Abteilung mit dem Fabrikstempel und der Nummer versehen. Hierbei kommen kleine Fallwerke in Anwendung, bei denen es sehr geräuschvoll hergeht, so daß Leute mit schwachen Nerven hier wegbleiben müssen. In einer weiteren Abteilung werden die gestempelten Blättchen mit Seitenauschnitten und Röhren versehen. Die so weit verarbeiteten Blättchen sollen nun in die rechte Form gebracht, also gebogen werden. Hierzu ist es notwendig, den Stahl weich zu machen. Dies geschieht, indem man die Blättchen in einen Wasserlofen zum Glühen bringt, wodurch dieselben ganz weich werden und sich wie Blei biegen lassen. Nun werden die weichen Blättchen unter schweren Pressen in die Form gebracht und ausgebogen. Der nun folgende Prozeß, den die Feder durchzumachen hat, ist schwierig und bedingt einen sicheren geübten Blick und große Erfahrung. Die weichen Federn müssen wieder hart, zugleich aber elastisch gemacht werden, eine Arbeitsleistung, von welcher die Güte der Feder in hohem Grade abhängig ist. Eine weitere Abteilung, zu der wir auf unserer Wanderung gelangen, bietet uns ein interessantes Bild. Wir sehen lange Reihen von sich mit Höchstgeschwindigkeit drehenden Schmirgelscheiben, die von jungen, flinken Mädchen bedient werden. Hier wird die Feder am Schnabel abgeschliffen, was ihr größere Biegsamkeit und Nachgiebigkeit verleiht. Die sprühenden Funken, welche jedesmal beim Anlegen der Feder an die Scheibe entstehen, sowie die ganze Handhabung verfehlen nicht, die Aufmerksamkeit des Besuchers zu erregen. Die Federn sehen nun bereits fertig aus, doch fehlt ihnen noch der Spalt. Man kann wohl auch mit ungespaltenen Federn schreiben, erzielt jedoch nur gleichmäßig starke Schriftzüge. Haar- und Grundstriche können nur mit gespaltenen Federn hervor-gebracht werden. Das Spalten der Federn geschieht mittels Spindelpresse, indem zwei haarhart geschliffene Messer, welche wie eine Schere wirken, gegeneinander gedrückt werden und dadurch den Schnabel kaum merkbar spalten. Nun werden die Federn einem weiteren Prozesse unterworfen, indem die Spitzen nach einem eigenartigen Verfahren abgerundet werden. Man erzielt dadurch jene angenehme, leichte Schrift, welche alle Cils-, Kurrent-, Dauer-Schnell-Schrift und andere „eilige Federn“ überflüssig erscheinen läßt. Jetzt werden die Federn gereinigt und blank gemacht, auch je nach Wunsch verkupfert, vergoldet, verfilbert oder über Feuer blau oder braun angelassen und dann zur Verhütung von Rost lackiert. Die Farbe ist für die Güte oder Schreibart ohne jede Bedeutung. Die Federn sind nun soweit fertig, daß sie in den Sortieraal gebracht werden können. Auf sorgfältigste Prüfung auf die Brauchbarkeit der Feder muß der größte Wert gelegt werden. Jedes mangelhafte Stück wird ausgeschieden. Nachdem die Federn nun in Schächtelchen verpackt werden, sind dieselben zum Versand fertig.

### Litteratur.

Von der Gleichheit, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Dieck Verlag) ist uns toeben die Nr. 20 des 9. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Zum Parteitag in Hannover. — Die Ethik des Kampfes. Von Lily Braun. — Frauenarbeit in der Montanindustrie. I. Von H. — Aus der Bewegung. — Notizenteil von Lily Braun und Maria Zetkin: Frauenarbeit auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und Verkehrs-wesens. — Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation. — Dienstbotenfrage. — Frauenstimmrecht. — Sozialistische Frauenbewegung im Auslande. — Frauenbewegung.

Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen (eingetragen in der Reichspost-Zeitungsliste für 1899 unter Nr. 3033) beträgt der Abonnements-Preis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf.

Verantwortlicher Redakteur: Adolf Thiele in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.